

Mainzeit 2020

Schreibfluss oder Stillstand?

Gedichte und Geschichten zur Coronapandemie.
Herausgegeben von Literaturhaus Würzburg e. V.

Würzburg im Herbst 2020

Wir danken der Stadt Würzburg für eine großzügige Förderung.

Inhalt

3	Der Glücksfall	Susan Barth
10	Im Leerlauf	Tobias Jennewein
19	Zunge süß-sauer	Johannes Jung
26	Pandemie	Otto Kindermann
28	Aus Zeit	Franziska Lutz
32	Herr P. denkt positiv	Monika Müller
39	Zugewiesen	Anna Reiter
41	Landesamt für Dämonen	Ulrike Schäfer
47	Von Fliegen und gekippten Fenstern	Nargis Silva
53	Du könntest Walgesänge üben	Dominik Steiner
57	Autorinnen und Autoren	

Der Glücksfall

Susan Barth

Der Morgen lag grau und schwerelos über dem Kopfsteinpflaster. Die Magnolie vor dem Haus hatte vor ein paar Tagen begonnen zu blühen und ihr Duft verbreitete sich wie jedes Jahr wabernd in der ganzen Straße. Elses Lider waren schwer. Sie stützte sich auf das schmale Fensterbrett im ersten Stock des Mehrfamilienhauses und bemerkte, wie der Magnolienduft durch ihre Nase direkt in ihr Gehirn kroch. Dann schloss sie ihr Schlafzimmerfenster und ging langsam zurück in die Küche. Das Gurgeln der Kaffeemaschine hatte aufgehört. Else drückte auf den roten Knopf und die Maschine verstummte. Letzte Nacht hatte wieder eines der Kinder in der Wohnung über ihr geschrien und Else hatte stundenlang wachgelegen. Wenn sie nachts geweckt wurde, schlief sie schlecht oder gar nicht mehr ein. Das war schon immer so gewesen.

Als sie den Schlüssel von der Garderobe nahm, um die Tageszeitung aus dem Briefkasten zu holen, sah sie sie sich im Spiegel. Der Dutt, zu dem sie die grauen Haare jeden Tag drehte, sah aus, als hätten ihre Arme heute morgen nicht genug Kraft gehabt, ihn festzustecken. Ihre Haut war faltig, ihre Augen klein. Sie fand, sie sah müde aus. Müde und alt. Viel älter als sie es sich lange hatte vorstellen können. Niemand, der jung ist, kann sich vorstellen, wie es ist, tatsächlich alt zu sein. Man versteht es nicht einmal, wenn man es irgendwann selbst ist, dachte Else, schloss die Tür auf und stieg die zwei Treppenabsätze Stufe um Stufe herunter.

Die Treppenstufen zum ersten Stock waren vor kurzem erneuert worden. Man hatte ihnen angesehen, wie viele Menschen sie jahrzehntelang betreten hatten. Jeder von ihnen hatte eine für das bloße Auge unsichtbare Spur hinterlassen

und dennoch in der Mitte jeder Stufe einen sanften Bogen geformt wie das Wasserkräuseln eines Flusslaufs, der Kieselsteine schliff.

Die neuen Steinstufen glänzten sandfarben und glatt – und sie machten Else nervös. Es konnte sich nur um Millimeter handeln, aber etwas mit ihrer Höhe stimmte nicht und der Aufstieg in den ersten Stock, in dem sie seit dreiundachtzig Jahren lebte, war ihr fremd geworden. Alle Spuren, die sie und ihre Familie jahrelang im Stein der Stufen hinterlassen hatten, waren verschwunden. Genau wie sie. Da war nur noch Else, die mit der Zeitung langsam wieder nach oben stieg, die Tür aufschloss, sich die Hände wusch, Kaffee eingoss und begann, zu lesen.

Das Virus breitete sich schneller aus als sie gedacht hatte. In einem Pflegeheim in der Nähe waren bereits acht Menschen innerhalb von drei Tagen verstorben. Auch ihre Schulfreundin Annemarie. Gestern Nacht, als sie wachgelegen und dem Schluchzen des Kindes über ihr gelauscht hatte, hatte sie an sie gedacht. Man ist zwar alt, aber man hängt ja doch an seinem Leben, fand Else. Das Virus war unsichtbar und unberechenbar. Es setzte sich zwischen die Menschen und bestrafte die Nähe, die Sorge, die Liebe. Der Tod hatte sich einen neuen Gefährten zugelegt, der für ihn arbeitete. Und dieser gab sich alle Mühe seinem Meister zu gefallen.

Else zog ihre Schuhe an. Gestern hatte es im Supermarkt kein Toilettenpapier mehr gegeben und die Verkäuferin hatte ihr gesagt, sie solle heute Vormittag wiederkommen. Eine volle Packung hatte sie immer zu Hause, aber dass es in dem Supermarkt um die Ecke keines zu kaufen gegeben hatte, bereitete ihr Sorgen.

Als sie aus der Tür trat, starrten sie zwei Paar riesige braune Augen an. Die beiden ältesten Kinder aus der Wohnung über ihr waren vor Schreck wie eingefroren auf dem Treppenabsatz stehengeblieben und verharrten in ihrer Bewe-

gung. Der Junge war etwas älter und größer als seine Schwester. Sie hielt ein Stück blaue Kreide, das ihre Hand genau wie die Knie und Schuhe mit hellblauem Staub bedeckt hatte. Auch der Junge hatte hellblaue Flecken an den Händen und sogar etwas Kreidestaub auf der Nase. Else war sich nicht sicher, ob sie lächelte oder nur dachte, dass sie es sollte, um die Kinder nicht zu erschrecken, aber als sie einen Schritt aus der Tür trat, fiel der Junge aus seiner Starre und hastete nach oben. Das Mädchen tat es ihm gleich, verfehlte aber die erste Stufe und fiel auf ihr staubiges Knie. Die Kreide glitt ihr aus der Hand, rollte ein Stück auf dem Absatz in Richtung der Stufen und fiel dann herunter. Einen Moment lang war es völlig still. Der Junge hielt inne und blickte mit weit aufgerissenen Augen zu seiner Schwester, die laut aufschluchzte und begann zu weinen. „Au, au!“, presste sie hervor und hielt ihr Bein. Sie schaute auf ihr Knie und rief fassungslos: „Dam, dam!“ Ein dünnes rotes Rinnsal kroch durch den blauen Staub und rann ihr Bein hinab. Etwas in Else schnürte sich bei dem Anblick zusammen. Sie ging langsam auf das verzweifelte Mädchen zu und berührte behutsam ihre Schulter. „Das ist nicht schlimm. Wir machen dir ein Pflaster drauf.“ Das Mädchen schluchzte und nickte. Über ihnen wurde eine Wohnungstür geöffnet und die Mutter der beiden Kinder lief die Treppe hinunter. Else hatte sie noch nicht oft gesehen. Die junge Frau lebte erst seit ein paar Monaten hier. Sie hatte ihr dunkles Haar zu einem lockigen Zopf gebunden, der hin und her schwang als sie nach unten hastete. Else wusste, dass sie aus Syrien kam, dass sie und ihre drei Kinder in einem Wohnheim am Stadtrand gelebt hatten und dass sie alleine mit ihnen hier eingezogen war. „Amira“, sagte die junge Frau und nahm ihre Tochter in die Arme. Das Mädchen hörte auf zu weinen. Ihre Mutter wog sie sanft hin und her. Der Junge kam nach unten und blieb hinter ihr stehen. Sie sagte etwas zu ihm, das Else nicht verstand. Er nickte und lief nach oben.

„Danke. Alles okay, sie hat sich erschreckt“, sagte die junge Frau zu Else. Ihre Stimme klang warm und Else war erstaunt darüber, dass sie beinahe ohne

Akzent sprach. Wenn sie sich im Treppenhaus begegnet waren, hatten sie sich bloß zugnickt oder kurz gegrüßt.

Else blickte das Mädchen besorgt an. „Haben Sie denn etwas zum Kühlen für das Bein? Ich habe Erbsen in meinem Gefrierfach“, bot sie an. Die Frau strich dem Mädchen über den Kopf und dachte nach. „Das ist eine gute Idee“, sagte sie. Dann lächelte sie Else an. „Ich bin Tayma.“ „Else“, sagte Else und lächelte zurück.

Die tiefgekühlten Erbsen knirschten in der Plastikverpackung als Else sie aus dem Tiefkühlfach nahm und in ein Geschirrhandtuch wickelte. Amira saß auf Taymas Schoß und blickte stolz, aber auch ein wenig trotzig auf das große Pflaster auf ihrem Knie. Der Junge hatte seinen kleinen Bruder geholt und hielt ihn auf dem Arm während er misstrauisch Elses Küche betrat. Der Kleine sah verschlafen aus und hatte sein Shirt verkehrt herum an. „Karem, Türe“, forderte Tayma ihn auf. Karem ließ seinen Bruder herunter, den er wie einen schweren Sack an sich gepresst hatte, und schloss die Wohnungstür. Das jüngste der drei Kinder lief zu Tayma und streckte ihr die Arme entgegen. Else verstand nicht, was Tayma sagte, aber sie wusste, dass sie ihm lächelnd erklärte, dass er nicht auch noch auf ihrem Schoß sitzen könne.

„Mögen die Kinder Erdbeeren?“, fragte Else, die überlegte, was sie der Familie anbieten und wie sie den kleinen Jungen ablenken konnte, der seine Unterlippe nach vorne schob, weil ihn seine Mutter nicht auf den Arm ließ.

„Oh ja“, sagte Tayma und sah ihre Kinder an. „Ich hab mal hundert gegessen“, sagte Karem mit fester Stimme. „Hast du nie. Hundert? Weißt du wie viel das sind?“, gab seine Schwester zurück. „Dann war mir ja auch schlecht“, sagte Karem.

„Hundert Erdbeeren habe ich nicht“, sagte Else. Sie öffnete den Kühlschrank, holte eine Schale heraus und hielt sie den Kindern hin. Erst Amira, dann Karem, dann dem kleinen Jungen, der immer noch ein wenig verdattert neben seiner Mutter stand und sich an ihrem T-Shirt festgekrallt hatte. „Wie heißt

denn der Bub?“, fragte Else. „Matim“, sagte Tayma. Matim ließ seine Mutter los, griff sich die größte Erdbeere aus der Schale, setzte sich auf den Boden und aß.

„Ich bin Übersetzerin“, sagte Tayma in die schmatzende Stille hinein. „Eigentlich Lehrerin, aber jetzt arbeite ich als Übersetzerin. Normalerweise sind die Kinder in der Schule und in der Krippe, aber wegen Covid sind sie zu Hause und ich kann nicht arbeiten. Amira ist sieben, Karem neun. Die Kinder langweilen sich. Seit drei Wochen sind sie in der Wohnung. Sie gehen manchmal spielen auf die Straße oder in den Garten, aber Matim kann nicht mit, er ist zu klein. Auf den Spielplatz dürfen sie nicht. Und nicht ihre Freunde sehen.“

„Eine schlimme Zeit für die Kinder“, sagte Else. „Ich war auch Lehrerin früher, aber das ist lange her.“ Sie nickte ermutigend in Richtung der Schale. Amira und Karem angelten sich sofort noch eine Erdbeere heraus. Matim war auf dem Boden noch immer mit der ersten beschäftigt und schaute verträumt in Elses Küche umher, während ihm ein wenig Erdbeersaft vom Kinn tropfte. Seine Haare am Hinterkopf standen in alle Richtungen ab. „Hast du jemanden, der dir helfen kann? Bist du ganz alleine hier?“, fragte Else.

„Ja, ich bin allein. Ich bin mit meinem Mann nach Deutschland gekommen, wir sind geflohen, der Krieg, die Kinder. Aber wir haben uns getrennt, da war ich gerade schwanger mit Matim.“ Tayma sah aus als wolle sie noch mehr sagen, aber dann sah sie aus dem Küchenfenster. „Es ist okay, ich habe einen Job jetzt, ich habe eine Wohnung, ich habe die Kinder – aber manchmal ist es nicht so einfach.“

Eine Woche war vergangen seit Else die Familie hereingebeten hatte. An Amiras Knie war nur noch eine kleine dunkle Schramme zu sehen. Sie und Karem wühlten im Wohnzimmer in einer Schublade, in der Else alle möglichen Dinge aufbewahrte und die nun „Schatzkiste“ genannt wurde. Die Kinder fragten jedes Mal danach. In der Kiste waren große rostige Schlüssel, kleine Metallautos, Glasurmeln, bunte Bierdeckel, alte Münzen und jede Menge „Krimskrams“ – ein

Wort, das ihnen gut gefiel und das wie ein Zauberspruch mit den anderen Dingen aus der Schatzkiste gefallen war.

Else hatte Tayma angeboten, die Kinder jeden Tag für ein paar Stunden zu sich zu nehmen, damit sie in Ruhe arbeiten konnte. Dafür ging Tayma für beide Frauen einkaufen. Meistens kamen die Kinder am Vormittag und machten Hausaufgaben. Manchmal lasen sie Else vor und manchmal erklärte sie ihnen Rechenaufgaben mit getrockneten Linsen, Bohnen und Reis. Besonders Matim hatte einen Narren an ihr gefressen. Wenn seine Geschwister ihn nicht mehr mitspielen ließen und ihm das Zusehen zu langweilig wurde, ging er zu Else, die mit ihm Bilderbücher ansah und ihn beim Kochen helfen ließ. Mittags aßen sie gemeinsam und Tayma holte Matim ab, damit er schlafen konnte. Wenn Karem und Amira gegangen waren, machte Else sich einen Tee und lauschte in die Ruhe hinein. Erst hatte sie gedacht, dass die Kinder sie zu viel Kraft kosten würden, aber je öfter sie vorbeikamen, desto fitter fühlte sie sich.

Wenn nachts eines der Kinder über ihr weinte, erkannte sie die Stimmen von Karem und Amira. Sie war überrascht gewesen, dass es gar nicht Matim war, der nachts schrie, sondern seine älteren Geschwister.

„Sie haben oft Alpträume“, erklärte ihr Tayma. „Als wir flohen, war die Stadt zerstört, Bomben, überall Angst, immer wieder weglaufen, beten, mutig sein, keine Jada mehr, und dann hier – sie waren klein, aber es ist in ihrem Kopf. Ich hoffe, es ist nicht für immer. Und jetzt Covid.“

Else nickte. „Ich war sechs als die Bomben im Krieg hier fielen“, sagte sie leise. „Wir liefen immer in den Bunker, die ganze Stadt brannte. Man sah das Feuer kilometerweit. Mein Vater kam nicht zurück, meine Mutter lebte mit ihrer Schwester hier mit uns und deren Kindern. Manchmal, wenn ich nachts wach werde, höre ich meine Mutter nach mir rufen. Ich denke, ich muss meine Schuhe anziehen und loslaufen. Oft ist es nur eine Sekunde – dann ist es wieder vorbei. Sie werden das niemals vergessen.“ Else sah Tayma an. „Genau wie du. So et-

was hinterlässt Spuren. Dieses Virus ist kein Krieg“, sagte Else. „Trotzdem verändert es die Menschen. Aber es wird alles gut werden. Es sind nur Träume.“

Tayma lächelte. „Und wir haben jetzt Jada Else.“ Amira und Karem kamen mit einem alten Schlüsselbund in die Küche und klimperten damit. „Jada, hast du ein sehr großes Tuch, wir wollen ein Gespenst spielen.“

„Ich habe da so ein Laken auf der Leine, das könnte groß genug sein, für zwei kleine Gespenster.“ Else öffnete die Balkontür und der Magnolienduft stieg ihr in die Nase. Er vermischte sich mit drei Kinderstimmen, Taymas dunklen besorgten Augen, mit Erdbeeren und einem Gefühl von Geborgenheit und Glück. Er nahm alles Schöne aus jedem Moment in dieser unwirklichen Zeit und blieb dann, wie jedes Jahr, in Elses Erinnerungen hängen.

Gedichtzyklus: Im Leerlauf

Tobias Jennewein

Adagio Molto

Da bist du ja wieder!
Du gehst im Garten auf und ab,
als wolltest du das Denken (innen)

und die Bäume (außen)
einander durch Bewegung
näher bringen.

Es ist Abend. Hörst du die Amsel im Gras?
Es sind lange, weiße Noten, die sie singt:
und sie füllen sich mit

Dunkelheit, werden schwarz, verkürzen sich also,
verklingen. Eine Krähe plustert ihr Gefieder
zu einer Nacht/Kulisse auf,

die sich sehen lassen kann –
oder eben nicht.

Wo bist du jetzt? In deiner Wohnung,

wo die Leere sich zusammenzieht
wie die Luft an Wintertagen,
wo sie immer dichter wird und auf die Dielen drückt,

als würde sie die Schritte imitieren,
die du im Flur hast
stehen lassen wie abgestreifte Wanderstiefel?

Alles, was du tust,
verleugnet die Bewegung.
Neben dir im Bett liegt nur

dein Handy
und spielt Musik für dich.
Search on Youtube: Schostakowitsch,

String Quartet in E-Flat Minor.
Ein Stück wie ein endloser, russischer
Winter.

Durch die Pausen
zwischen den Tönen fällt
Schnee

in das Zimmer – und mit der letzten, getrillerten Note
gefriert auch
die Stille im Haus.

Das war's, denkst du.
Dann piepst es: Es ist keine SMS,
sondern die Nachricht,

dass in China das Coronavirus ausgebrochen sei.
„Die Zahl der Infektionen steigt rasant.“,
heißt es im SPIEGEL.

„Bald wird das Virus in Europa sein.“,

heißt es in der F.A.Z.

Und eine Stimme aus dem Innersten der Kälte sagt zu dir:

„Vergiss nicht,

deine Apps zu schließen! Wisch alles mit dem

Finger weg! Schlaf ein!“

Zu Hause im Museum

ein bürgerliches Maskenspiel

„Das Gegengift zur Langeweile ist die Angst.
Die Arznei muß stärker sein als die Krankheit.“
E.M. Cioran

draußen das Licht so frühlingshell, als stünde bald die Renaissance bevor. noch einmal tut sich eine Perspektive auf. denn der Flieder auf der Wiese kann ein Fluchtpunkt sein, aus dem die Bilder sprießen. jede Pflanze

ist ein Urknall in Slow Motion, der sich über Tage hinzieht wie mein Leben, wie so vieles, was es gibt, die Furcht, die Viruspandemie, die Blickentwicklung eines Säuglings oder eben eine Knospe, die in

sich die volle Kraft des Niesens eingespeichert hat. sie strahlt es langsam von der Mitte zu den Rändern aus: hat-schi – und vor uns leuchtet eine Blüte! übrigens ist die Kultur am Ende. die Opern machen dicht. die Theater sind

geschlossen. bleiben noch Vorgärten. Vorgärten bleiben. und da denke ich wie Handke: lasst die Museen nach und nach verrotten und lieber die Vorgärten blühen! da bin ich ganz Gartenlauben-Nazi, ganz gläubiger

Kleinbürgersohn wie der Peter – na klar, ich habe Angst. Faschisten haben immer Angst. die Angst definiert sie. denn was wird kommen: die Renaissance oder eine Katastrophe? ich bilde mir ein, dass ich im Garten sicher

bin, bilde mir ein, dass das Licht um diesen Tag herum fließt und ihn rund wäscht, dass heute noch mal alles gut geht. heute = Telefongespräche, Mittwoch, Mittagessen, Bratwurst mit Kartoffelbrei, Gebetsfragmente, Cioran-

Lektüre, assoziative Explosionen und im Spiegel ein Drei-tagebart, verschoben die Tektonik dieser Stunden, wo bin ich, was mache ich hier, Beklemmungsgefühle im Bauch, in der Brust, und ja, natürlich, der Schlaf, der Schlaf ist

längst nicht mehr erholsam, wird wie eine Panikinfusion durch die Arterien gepresst, die Welt und der Puls im News-Ticker-Takt. die Nachbarn (Vater, Mutter, Sohn) versammeln sich jetzt auch im Garten, mit einer an-

geleiteten Katze, kaum zu glauben, aber wahr. sie schauen alle so versunken, starren stumm am Nachmittag vorbei wie Kinder, die von den Ferien träumen, Urlaub von dieser ungewissen Zeit. und ich interviewe Boccaccio,

zumindest im Kopf. Frage: „war die Pest tatsächlich so schlimm, wie man behauptet?“ Antwort: „schlimmer als die Frage, die Sie mir gerade stellen. und die ist wirklich grauenhaft!“ Frage: „wie haben Sie den Schrecken

überlebt?“ Antwort: „warten, Die göttliche Komödie lesen, täglich ein paar Zeilen schreiben, Tinder installieren.“ Frage: „war das alles?“ Antwort: „mehr konnte ich nicht tun.“ das bestürzt mich – und der Himmel liegt in

Scherben, wenn man ihn durch die Zweige der Kastanie sieht. ich gehe wieder in mein Zimmer. weil der Schatten unter mir urplötzlich zu einem Laufband anschwillt, werde ich ganz nah an unsre Gegenwart

geschoben. ich bin mittendrin. ich atme. die Angst ist ein wehendes Banner im Hals, ein Flackern, das den Tag entzündet, wenn sich ein Wort, ein Augenblick zu tief in mich verirrt: ich denke an das Wort

„Corona-Virus“, den Augenblick der Infektion, die allen drohen kann. das ist erlebter Universalismus! aber diesmal hab ich eine Frage an Signore Dante: „glauben Sie daran, dass es ein göttliches Gesetz gibt, das ein

Inferno untersagt? existiert ein allgemeiner Katastrophenbann?“ die Antwort lautet selbstverständlich: Stille, Herzgeräusche, Vogelzwitschern und ein summender PC. man kennt das ja von vielen Dichtern:

diese Lücken, in die alles und vor allem nichts hineinpasst. möglich, dass Dante sich noch meldet und uns weiterhilft, weil wir Autoren ihn jetzt dringend brauchen: als Reisebegleiter durch unser Schreibtischexil.

Im Leerlauf

„Ich gehe durch den Garten, höre die Spatzen im Gras.
Die Sekunden sind durchsichtig geworden.
Sie atmen mit winzigen Lungen – Lungen wie von Vogelembryos –
Bäume, Schatten, Wind und Erde, meine Schritte ein und aus.“
Ein Autor im Quarantänemodus

es gibt Tage,
da fühlst du dich auswechselbar,
da könnten auch
dein Schreibtisch,
deine Bücher und
dein Handy
für dich sprechen,
da stehst du stumm herum,
suchst unentwegt nach einem
Ausgang: und die Richtung,
die du einschlägst,
bohrt sich dir von hinten
durch die Brust.
der Richtungspfeil:
nicht Amor, sondern
niemand hat ihn abgefeuert –
hier ist nur die Haustür rot wie Blut
und leuchtet so,
als hielte sie in ihren Angeln
etwas Schwung bereit,
der dich zum Fliegen brächte,
könntest du nur
fort.
stattdessen lehnst du mit dem Rücken
noch ein Weilchen
an diesem Samstagabend,

der dich langsam vorwärts schiebt:
dorthin,
wo deine Verse sich
wie Fotos stillgelegter Gleise
immer tiefer
im
Vergessen
stapeln:
der PC
mit seinem Überschuss an überflüssigen Dateien
ist die Endstation:
dort lebst du
quer zur Zeit und ihren Fieberkurven.
dort beginnst du
wie der Schnee,
weit oben
auszuflocken,
machst dich locker,
los
und sinkst herab.
Stichwort: runterscrollen,
immer weiter
runterscrollen.
(alle Wege enden
unter deinen Fersen, wenden
und entstehen
da.)
darum
denk senkrecht!
achte auf die Schwalben:
fein gezwirbelt

ist ihr bodenloser Flug,
ein gewundenes Myzel am Himmel,
das den Abend überwuchert,
dem Tag das Licht,
dem Licht die Zeit
entzieht und sich verästelt,
Fransen bildet,
Fasern,
Zotten,
Ballen,
Büschel,
Ranken,
Stauden –
hey, wo waren wir noch gleich?
ach ja, du bist
ersetzbar (siehe oben!)
und dein Gedicht läuft
aus und
am Papier herunter
wie ein Tropfen Dunkelheit:
jetzt ist es leer
und du
hast alle Lust an
ihm
verloren,
kannst also endlich
fort-
und durch die Haustür
in den Garten
gehen.
Adieu!

Zunge süß-sauer

Johannes Jung

Kurz nach 12 treffen wir uns am Kühlschrank. Ganz zufällig, und doch in leicht ungeschlüssiger, ein wenig ungeduldiger, still verbissener Suchbewegung. Zunächst schweigend.

Hunger, sage ich schließlich, Hunger habe ich eigentlich gar nicht. Bisschen Joghurt vielleicht, oder Obst.

Ich könnte, sagt meine tatkräftige Frau, was ganz Einfaches machen, Kartoffel-Blumenkohl-Stampf.

Unser Jüngster reißt erschrocken die Augen auf, und die Brotschublade. Kurze Druckprobe an einem Milchbrötchen von vorgestern, dann lässt er es poltert in die Schublade zurückfallen, ein spröder, fast splitternder Einschlag. Unser Großer sitzt sowieso gebeugt schon am Tisch, über einem Tutorial für die Schule, jetzt blickt er auf.

Der Mensch, sagt er düster, der Mensch ist doch eigentlich ein Tier.

Ach komm, sage ich und tätschle seine Schulter, du musst nicht alles ernst nehmen, was sie euch im Ethik-Grundkurs erzählen.

In Bio, sagt er, nicht in Ethik. Im W-Seminar Humanbiologie.

Und außerdem, ergänzt meine pädagogische Frau, das Meiste sollte er schon ernst nehmen, was sie in der Schule sagen.

Na gut, knurre ich, aber der Mensch nur ein Tier! Als ob es keine grundsätzlichen Unterschiede gäbe: Bewusstsein, Autopoiesis, Sprache.

Ich sage *Autopoiesis*, da wird er beeindruckt sein, und er wird schweigen; hätte auch *Sich-selber-irgendwie-zusammenbasteln* sagen können, doch *Autopoiesis* wirkt besser.

Aber, widerspricht er mir also sofort, die Bienen zum Beispiel, die haben doch auch eine Sprache ...

Ha - die Bienensprache! Der Schwänzeltanz! sage ich abschätzig. Die menschliche Kommunikation ist ja wohl etwas Anderes als nur auf Nahrungsquellen hinzuweisen!

Er schüttelt zweifelnd den Kopf: *Gerade die Nahrungsaufnahme, der Stoffwechsel und die ganzen Grundfunktionen, die Atmung, Ernährung, das ist doch bei Menschen und Tieren voll das Gleiche.*

Das Gleiche! Ich schnaube. Die Nahrungsaufnahme! Wenn du dir, nur als Beispiel, irgendein Raubtier, ein ...– mein irrender Blick fällt auf die Küchentür, wo die gesammelten Jutetaschen hängen – ... einen Beutelwolf vorstellst, der kann nichts anderes machen als diese Beutelwolfsachen, Tiere fangen, totbeißen, seiner Beutelwolfsbrut hinschleppen. Purer Instinkt eben. Aber wir Menschen – ich mache eine kurze, wertvolle Pause, in der sich sein kleiner Bruder lauschend näher schleicht, dieser Bildungsschmarotzer – wir sind frei. Können sähen, pflanzen, ernten, aber auch jagen, aufspießen, raffinierte Fallen stellen!

Und, sagt meine kluge Frau, Menschen können auch irgendwo in die Kneipe gehen und den gerade überfahrenen Rehbock dort versaufen, anstatt ihn daheim abzuliefern!

Unser Großer scheint beeindruckt, er schwankend, vielleicht schon überzeugt. *Und wir können ja auch einkaufen, bestellen, liefern lassen, bei Hallofrisch und Fresh-Flash, übers Internet!*

Genau, sage ich und kann mir ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen, liefern, oder abholen, das ist die menschliche Freiheit!

Er lächelt ebenfalls und wirft seinem kleinen Bruder einen schnellen Blick zu.

Abholen, sagt er, und seine Stimme klingt nach lockend-süßer, vollreifter Mango, Papa! Du könntest doch jetzt einfach zum Tiger-Wok fahren und uns was Leckeres zum Mittagessen holen!

Zum Tiger-Wok? frage ich, und Misstrauen schnell in mir empor wie eine Königskobra. Moment mal, Mo...! Mein Protest wird aber geschluckt von einem

mehrstimmigen, alles übertönender Aufschrei, nah an der Hungerrevolte. Der Tiger-Wok ist nämlich unser Lieblingsschnellimbiss.

Knusper-Ente! Mit Reis! Und für mich mit gebratenen Nudeln! Die Curry-Linsen-Gemüse-Pfanne, meint meine sanfte Frau, mittelscharf!

Hastig und hungrig ist die Essenswunschliste zusammengestellt: Zweimal Kids-Menübox 3, also Knusperente Ho-Tschi-Min, einmal mit Reis, einmal mit Nudeln, aber beide ohne Soße, auf keinen Fall Soße, für mich die gegrillten Black-Tiger-Shrimps mit Glasnudeln, die Curry-Linsen-Gemüse-Pfanne, mittelscharf, mit Erdnuss- oder Soja-Dressing, aber bloß nicht süß-sauer! Süß-sauer auf keinen Fall.

Dann Stille, es ruht der Hungersturm, und alle Augen ruhen auf mir. *Warum, frage ich schwach, Warum soll gerade ich zum Tiger-Wok fahren?*

Weil ich, gibt meine fleißige Frau zu bedenken, noch mein Webinar habe, digitale Lehre, für unsere Zukunft, du weißt doch – Geld verdienen eben!

Das Tutorial, sagt der Große, muss ich fertighaben, bis morgen ... fürs W-Seminar!

Der Kleine hebt traurig die zarten, hefeteigweichen Ärmchen. *Für mich ist es viel zu gefährlich!* seufzt er, Perlmutterglanz auf den Pupillen, *die vielen Autos, die schlimme Kreuzung vor dem Bahnhof, tausend Gefahren für mein junges knospendes Leben ...*

Knospend! grunze ich, von wegen – *knuspernd vielleicht.*

Und außerdem, sagt der Kleine und legt seine Hand auf meine, du fährst doch sowieso am allerallerschnellsten!

Als ich mein Fahrrad aus dem Schuppen hole, winken alle fröhlich aus dem Fenster. *Nicht vergessen, rufen sie zu mir herunter, zweimal Knusperente! Und nicht scharf! Und ob ich meinen Schnauzenlappen dabei hätte?* Ich hebe abwesend meine bunte Mundnasenbedeckung. Mit den Gedanken bin ich immer noch bei den raffinierten Tricks der hungrigen Jäger, mit denen sie an ihre Beute kommen.

Beim Tiger-Wok ist nicht viel los. Vor mir steht nur ein hünenhafter Mann an der Theke. Er trägt klobige Schuhe mit stählernen Schutzkappen, wie sie nur Handwerker tragen, auf seinem Rücken einen gelben Schriftzug: **Ihr Profi für Energie-Spannung-Kommunikation: Elektro-Klüpfel / Volkach**. Die Haltebänder seiner Maske sind feucht von Körpersäften, er ist erhitzt, seine Schultern spannen sich vor Anstrengung.

Vor ihm, hinter der leicht gewölbten Plexiglasscheibe, ist etwas verzerrt eine zierliche Frau zu erkennen, ihr Mundschutz ist mit stilisiertem Bambus bedruckt, auch sie wirkt angespannt, ihre dunklen Haare kleben an der Stirn oder fallen strähnig auf die Schultern.

Der Mann vor mir macht große, raumgreifende Bewegungen, und er redet sehr laut, er schreit beinahe, er gestikuliert, seine Nackenmuskeln zucken. Jetzt dreht er sich um, er ist vorne fast noch größer als hinten, in den Augen flackern Hunger und Verzweiflung, seine groben Hände durchschneiden die Luft vor meinem Gesicht und durch seine Mundnasenbedeckung dringen dumpfe Laute in einer fremden Sprache, die nicht viel Menschliches hat: *Ihufeikewödlevestane*, oder so etwas Ähnliches.

What? sage ich, hebe die Schultern: *I don't understand! No comprendo!* und ergänze überdeutlich: *Ich habe kein Wort verstanden.*

Der breitschultrige Mann verdreht die Augen, er stöhnt und zeigt auf die zierliche Frau, holt Luft und rollt jetzt Silbe um Silbe klar und hart aus sich heraus wie Mainkiesel: *Ich hob die Fraa fei net verschdanne! Ich däd doch bloss die Knuspäente nemm woll!*

Ich werfe einen fragenden Blick an ihm vorbei auf die dunkelhaarige Frau, die hinter dem spiegelnden Glas kleine ratlose Handbewegungen zu machen scheint.

Jetzt deutet sie auf die Theke, und ein fragendes Wort löst sich von ihren Lippen, oder dringt durch den spießenden Bambus: *Wisiwosiänne?* Eigentlich sagt sie es nicht, es ist eher wie ein halb fragender, halb gesungener Lockruf:

Wisiwosiänne - das klingt melodisch wie der Ruf des burmesischen Schwarzkopfpapirs, so zart und hell, ein froher Singsang durch ihre Dschungelmaske, lieblich und schön. Zu verstehen aber ist er nicht. Denn ganz hinten, an der Kochstelle, hebt in diesem Moment ein untersetzter, ebenfalls dunkelhaariger Mensch seine Schöpfkelle; er tut dies stumm, der Wok aber lässt ein lautes, unternehmungslustiges Bruzzeln hören, voller Frittierfreude: *Schschrsschrrssssssssschschsch*, und von den Bahnsteigen dröhnt die blecherne Durchsage dazwischen, dass der IC nach Nürnberg heute ausnahmsweise in unveränderter Wagenreihung führe.

Was könnte sie mit diesem *Wisiwosiänne* meinen, das sie so tapfer durch Lärm und Maske und Bruzzeln und Plexiglas singt? Oben auf der Theke steht dreierlei: Ein Ständer mit Papierservietten zur Händedesinfektion und zwei Schilder: Visa-Kartenzahlung möglich, und die Soßenauswahl: Wasabi, Curry, Erdnuss, und süß-sauer natürlich. Hinter manchen Angeboten sind zwei oder drei Chilischoten aufgedruckt, durch das spiegelnde Glas allerdings kaum zu erkennen.

Was mag das also heißen, *Wisiwosiänne*? Mit Visa zahlen Sie die Ente? Oder: Welche Soße wollen Sie zur Ente? Oder: Waschen Sie sich bitte die Hände!

In meinem Kopf rasen die Gedanken, ich entscheide: *Welche Soße*, sage ich zu dem Riesen, oder schnaube es durch den Mundlappen, *welche Soße er wolle?*

Hä? Der Mann starrt mich an, dann präzisiert er die Frage, und seine Arme baumeln gewaltbejahend an den Seiten: *Hä?*

Ich deute auf das Schild auf der Theke: *Soße!* Ich schreie jetzt auch: *Welche Soße du wollen?* Und bei *Soße* mache ich soßenimitierende, wellenförmige Handbewegungen. Zum Glück ergänzt der Bahnsprecher scheppernd von draußen, dass der Regionalexpress aus Gunzenhausen heute – er stockt – pünktlich auf Bahnsteig 9 einführe, daher alle Anschlüsse erreicht würden, auch die Regionalbahn nach Gemünden.

Schschschrrschschrrssssssssssschschsch, gibt der Wok von hinten seinen Senf dazu, der Mann aber nickt, endlich verstehend, und hebt zwei Finger. Currysoße! Ein Moment für die Ewigkeit: Die Knusperente ist gelandet.

Jetzt nimmt die zierliche Frau mich in den Blick, legt den Kopf fragend schief, schaut mich an und lächelt. Oder: Sie könnte lächeln.

Ich habe meinen Auftrag genau behalten: *Zweimal Kids-Menübox 3, die Knusperente Ho-Tschi-Min einmal mit Reis, einmal mit Nudeln, aber beide ohne Soße, auf jeden Fall ohne Soße, für mich die gegrillten Black-Tiger-Shrimps mit Glasnudeln, die Curry-Linsen-Gemüse-Pfanne, mittelscharf, mit Erdnuss- oder Soja-Dressing, aber bloß nicht süß-sauer! Süß-sauer auf keinen Fall.*

Sie nickt, deutet sogar eine kleine Verbeugung an und wiederholt dann meine Bestellung sicherheitshalber lautgetreu und Wort für Wort: *Zweimal Kids-Menübox 3, die Knusperente Ho-Tschi-Min einmal mit Reis, einmal mit Nudeln, aber beide ohne Soße, auf jeden Fall ohne Soße, dann die gegrillten Black-Tiger-Shrimps mit Glasnudeln, die Curry-Linsen-Gemüse-Pfanne, mittelscharf, mit Erdnuss- oder Soja-Dressing, aber bloß nicht süß-sauer! Süß-sauer auf keinen Fall.*

Ich nicke und lächle in den Lappen. In meinen Gehörgängen ist nur ein einziges süßes Silbengewirr angekommen: *Wisiwosiänne*, oder ein bisschen länger.

Keine Soße, rufe ich daher sicherheitshalber und zeige zur Verdeutlichung eine international anerkannte Geste totaler Verneinung, die ruckartig vor dem Kehlkopf bewegte flache Hand, *keine Soße! Und schon gar nicht süß-sauer*, schreie ich noch hinterher, und mein Mundschutz bläht sich wie das Großsegel auf Zheng He's siebenmastiger Admirals-Dschunke, *bloß nicht süß-sauer!*

Sie nickt, dreht sich zum Mann an der Pfanne und zwitschert eine Melodie von dunkler, rätselhafter Schönheit durch ihre Bambusmaske. Was mag es heißen, ihr frohes, klingendes Singen – vielleicht: Die Ente extra süß-sauer? Oder: Hau dem Weißwurstzuzler dreifach Chili in die Soße, auf dass es ihm seine Zunge schärfe und alle weichen, wabbeligen Silben von den Stimmbändern brenne?

Vom Wok höhnisches Zischeln: *Schschschrrschschrrssssssssssschschsch.*

Dann dreht sie sich wieder zu mir und deutet wortlos auf die Oberseite der Theke. Wozu denn noch Worte? Sprache? Schwänzeltänze?

Ich zücke meine Kreditkarte. *Wisiwosi!* denke ich nur, und mit *Wisiwosi* zahle ich auch meine *änne*.

Dann sause ich zur hungrigen Meute, schnell wie ein japanischer Wanderfalke, die werden ja panisch schon auf mich warten, schleppe alles ins Haus, große Erleichterung, große Freude, aber auch die ersten harschen Töne: *Ich hätte ja ganz schön lange gebraucht!*

Und dann das Auspacken, die süßen Gerüche, der im Maul zusammenschießende Speichel, viel Jubel, dann Jammergeschrei: *Ey! Alter! Ich wollte doch Reis, keine Nudeln! Und die Soße – voll süß-sauer!*

Auch meine aufmerksame Frau äugt misstrauisch in ihre Currylinsen: *Die würden ja ziemlich scharf riechen!*

Wisisosi, sage ich und zucke mit den Schultern. *Wisiwosiänne*.

Was, fragt meine zarte und lockige Frau, die gerade ihre Gabel in ein Broccoliroschen gerammt hat, *Wisiwosi? Was soll das denn ...?*

Ist Coronadeutsch, knurre ich, *Im nächsten Leben, heißt das, da werde ich ein Beutelwolf. Aber hundertprozentig.*

Pandemie

Otto Kindermann

heilige corona bitte für uns
jetzt und
urbi et orbi

gemeinsam einsam
das neue gesetz
beifall auf balkonen
in briefkästen solidarität

keine erfahrung mit

metaphern breiten sich aus
ruhe vor sturm und flut
tsunamie auch im gebirge
das epizentrum wechselt in tagen
der schneeballeffekt bergauf
rollt tödlich
weiter ins unbekannte gelände

börsen auf talfahrt
homeoffice und quarantäne
ebbe bei kontakten und kassen
kollaps wann und wie lange
brot für begrenzte zeit

und dann

die leichen in eishallen stapeln
die toten mit lastwagen karren
kein abschied nur weg

und dann
wo gibt es denn so was

kriegsrhetorik und kriegsgesetze
schwere geschütze weltweit
einschläge nicht berechenbar
blockaden und grenzen
aber nicht für corona

wir sind an der front
bleibt ihr zu hause
bewahret die alten
corona und wir
wählen aus

bleiben sie gesund
ist der gruß der zeit

Aus Zeit

Franziska Lutz

Ich liege im Bett und noch bevor ich wirklich wach bin, weiß ich, dass ich heute eine Auszeit brauche, dass ich heute nicht mehr kann, nicht mehr ich sein kann.

Mein Leben ist eine gerade Linie ohne Abzweigungen, ohne Kurven, ohne Abwechslungen, aber heute spüre ich, wie mir der Stift abrutscht. Ich schlage die Bettdecke zurück und für einen Moment scheint sie über mir zu schweben, als wäre sie nur von Luft getragen, während ich noch immer in meinem Bett liege. Jeder Muskel, jeder Knochen das Gegenteil von Luft, jeder Zentimeter meines Körpers fest verankert mit der Realität.

Ich taste nach meinem Handy und schalte den Wecker aus, der in vier Minuten geklingelt hätte. Stattdessen wähle ich im Menü meine Kontakte aus und rufe ihn an.

„Ich kann nicht mehr“, sage ich. „Ich brauche dich heute.“

Erst seufzt er, aber dann verspricht er doch zu kommen. Das ist er mir schuldig.

Ich stehe auf und plötzlich fühle ich eine surreale Leichtigkeit, Federbetten und Luft. Heute binde ich mir die Haare nicht zu einem praktischen Zopf, ziehe keine fleckige Jeans an, im Bad lege ich nicht nur Deo, sondern auch ein bisschen Mascara auf. Die schwarze Bürste ist etwas eingetrocknet, aber ich bin trotzdem mit dem Ergebnis zufrieden.

Als ich aus dem Bad komme, höre ich das Klopfen, aber ich reagiere nicht. Ich setze mich ins Wohnzimmer und warte, bis er kommt. Ich starre meine Füße an, die in Sandalen stecken, die ich lange nicht getragen habe. Ich wackle mit den Zehen im Rhythmus des Klopfens.

Dann klingelt es, ich springe auf, öffne die Tür. Ohne ihn wirklich anzusehen, drücke ich mich an ihm vorbei und bin schon halb die Treppe hinab, als er sagt: „Wie lange?“

Aber ich schüttele nur den Kopf.

Als ich draußen bin, atme ich tief ein, spüre die warmen Frühsommersonnenstrahlen auf der Haut. Es ist früh am Morgen und ich wandere ein bisschen umher, bis das Café mit der Dachterrasse öffnet, das ich so mag. Ich bestelle einen großen Cappuccino und löffle mir ganz langsam den Milchschaum in weißen Wolken in den Mund. Zu essen bestelle ich mir nichts, es würde mich nur unnötig beschweren und heute ist ein Tag zum Schweben.

Langsam füllen sich die anderen Tische, aber mir kommt es so vor, als würde keine Zeit vergehen, als wäre sie einfach ausgeschaltet. Ein Radio, das im einen Moment noch rauscht und dann plötzlich still ist.

Ich zahle und bleibe dann doch noch eine Weile an meinem Tisch sitzen, schaue einfach nur in den Himmel. Ich fühle mich ein bisschen leer, aber es ist eine gute Leere. Stille, Ruhe, schwereloses Treiben.

Irgendwann drifte ich weiter, die Musik eines Straßenkünstlers hält mich eine Zeit lang gefangen, aber auch das geht vorüber. Ich laufe am Wasser entlang und kaufe mir eine Fahrkarte für eines der alten Schiffe, hin und zurück, ich steige nicht aus, schaue nur dem Fluss zu, der unter mir vorbeizieht.

Die Menschen um mich herum scheinen nichts Besonders mehr daran zu finden. Für sie ist diese Freiheit schon wieder normal, während ich jede Brise, jeden Windhauch, jeden Eindruck begierig einatme.

Irgendwann bin ich zurück und spüre ein Knurren in meinem Magen, hören kann ich ihn über den Motorengeräuschen des ablegenden Schiffes nicht. Ich setze mich in eine Pizzeria und als mein Essen kommt, groß wie ein Wagenrad, nehme ich Messer und Gabel in die Hand. Ich lasse den Blick über den knusprigen Rand und das Meer aus Käse schweifen. Dann beginne ich mein Werk, Stückchen für Stückchen arbeite ich mich voran. Es ist eine gewaltige Aufgabe. In der Zeit, die ich dafür brauche, meine Pizza zu essen, wachsen Kinder auf, werden Ehen geschlossen und wieder geschieden, werden Bauwerke, Flughäfen

errichtet und nie geöffnet. Irgendwann lege ich die Gabel weg und schaue – nicht ohne einen gewissen Stolz – auf den leeren Teller vor mir.

Der Kellner kommt und trägt meinen Teller und mein Geld und mein gemurmeltes Auf Wiedersehen mit sich fort. Ich schiebe meinen Stuhl zurück, bleibe dann aber doch noch einen Moment sitzen. Wohin als nächstes?

Ich weiß es noch immer nicht, als ich aufstehe und das Restaurant verlasse. Kurz bleibe ich stehen, schaue auf meine Füße, wackele noch einmal mit den Zehen auf und ab. Weiter? Oder zurück? Hinauf oder hinab? Wie lange kann ich der Schwerkraft noch trotzen?

Ich laufe los und überlasse meinen Füßen die Entscheidung.

An der Ecke, an der am Morgen der Straßenmusiker gespielt hat, türmen sich inzwischen gelbe Säcke für die Sammlung am nächsten Morgen. Meine Füße laufen schnell weiter, aber ich spüre, wie der Alltag allmählich zu mir aufschließt und mich schließlich einholt.

Vor der Wohnungstür atme ich tief durch und fühle, wie meine Füße wieder den Boden berühren, wie sich die Realität wieder wie eine zweite Haut um mich legt. Ich schließe die Tür auf und noch bevor ich den Flur betrete, höre ich seine aufgeregte Stimme.

„Stell dich doch nicht so an!“

Ich schlüpfe aus den Sandalen und tapse barfuß in ihr Zimmer, jeder Schritt das Ticken einer Uhr, die nach langem Stillstand endlich wieder aufgezo- gen ist.

„Ich bin wieder da“, sage ich, „du kannst jetzt gehen.“

Er schaut mich an, sein Gesicht nichts außer zwei Augen und einer Einweg- Maske, und stellt das Wasserglas so heftig beiseite, dass der Inhalt über den Rand schwappt. Ich sehe in seinem Blick, dass er ein Danke erwartet oder doch zumindest eine Erklärung, aber er wird beides nicht von mir bekommen. Ich bin ihm für diesen einen Tag keine Rechenschaft schuldig.

Ich drehe mich um und gehe ins Bad, wasche mir mit viel Seife gründlich die Ellenbogen, die Unterarme, die Hände.

Seit die Pandemie das Land im Griff hat, kümmere ich mich allein um unsere chronisch kranke Mutter. Möglichst wenig Kontakt, auch kein mobiler Pflegedienst mehr. Wir wollen kein Risiko eingehen. So haben wir das entschieden, damals war die Entscheidung ganz leicht. Da wusste ich noch nicht, wie schwer mich diese Entscheidung machen würde.

Ich stelle das Wasser ab und sehe dem Seifenschaum zu, wie er im Abfluss verschwindet. Dann gehe ich zurück in ihr Zimmer.

Schweigend steht er auf. Mama hustet noch immer und winkt nur schwach, als er sich verabschiedet.

In der Zwischenzeit öffne ich das Fenster und lasse die kühle Abendluft herein. Dann hole ich einen Strohhalm. Als sich ihr Husten gelegt hat, halte ich ihr das Glas hin. Sie trinkt in großen Schlucken. Sie riecht verschwitzt und ihr Haar ist nicht gekämmt, aber daran werde ich heute nichts mehr ändern. Morgen wieder und übermorgen und an jedem anderem Tag. Aber nicht heute.

„Wie war dein Tag?“, fragt sie. „Was hast du gemacht?“

Aber ich schüttele nur still den Kopf, halte das Gefühl der Leichtigkeit wie eine Luftblase in mir fest. Worte würden diesen Tag zu etwas Gewöhnlichem machen, sie würden zeigen, wie banal das alles war, was mir wie ein Wunder erschienen ist. Sie würden etwas Leichtes in etwas Greifbares verwandeln, in etwas Schweres.

Mein Leben, unser Leben ist schon schwer genug.

Dieser Tag gehört mir, dieser eine Tag ist etwas, das ich nicht mit ihr teilen werde.

Herr P. denkt positiv

Monika Müller

Angefangen hatte das alles mit einer komischen Art von Grippe in China und Herr P. hatte den Kopf geschüttelt und sich gewundert, was die Asiaten sich da wieder mal ausgedacht hatten. Aber China war ja weit weg, weit genug, um sich keine Sorgen machen zu müssen. Doch dann war alles ganz schnell gegangen. In Italien, wo Luigi, sein Lieblingskellner aus der Pizzeria *Tramonto* um die Ecke herkam, starben die Leute und auf Luigis Gesicht war das italienische Lächeln verloschen. Auch das ständige Trällern, mit dem er die wagenradgroßen Teller serviert hatte, war verstummt. Herr P. wurde ganz verlegen, wenn er sonntags seine Pizza Hawaii bestellte. Im Stillen fragte er sich, ob auf Hawaii auch schon Leute an dem seltsamen Virus gestorben waren. Er wusste gar nicht so genau, wo Hawaii lag. In China auf jeden Fall nicht, soviel wusste er schon.

Und dann musste auch das *Tramonto* schließen. Und das Café Gruber. Und sein Friseur, der Hundesalon nebenan und das Antiquariat von Herrn Kleewald.

Vor dem Spielplatz, wo er gewöhnlich saß und nicht unbedingt den Kindern beim Spielen, aber umso lieber den Müttern bei ihren Erziehungsversuchen zusah, war eine Absperrung mit einem Schild „Zutritt verboten wegen Corona“ angebracht worden. Die Spielgeräte standen unbeturnt und nutzlos herum, die unvollendeten Sandburgen verharrten, als sei die Zeit stehen geblieben, seit die letzten Kinder an ihnen gebaut hatten. Ganz Spandau wirkte leblos und still wie an einem Sonntagmorgen um halb sechs, nur dass es den ganzen Tag über halb sechs war, tagein, tagaus.

Die Nachrichtensendungen hingegen überschlugen sich vor Meldungen über Infektionszahlen und darüber, was man tun durfte, was lieber nicht und was auf keinen Fall. Politiker mit besorgten Mienen sprachen von Strategien gegen „Corona“ – ein Wort, das inzwischen in jedem zweiten Satz vorkam, den Herr P. auf

der Straße hörte oder im Fernsehen. Ein Wort, das in seinem Kopf einen seltsamen Widerhall entstehen ließ mit seinen beiden os und dem klangvollen a, dazwischen ein bisschen flach durch das n und das r, wobei letzteres eigentlich schroff ist, aber irgendwie mit abgeflacht wurde, was vermutlich von der derzeit so häufigen Benutzung herrührte.

Eigentlich wollte Herr P. diese vielen Sondersendungen gar nicht alle ansehen, aber sie drängten sich so penetrant zwischen die Tagesschau und seine Lieblings-Tiersendungen zur besten Sendezeit, dass er sie notgedrungen in Kauf nahm. Nach den ersten Wochen hatten die Reporter und Wissenschaftler nicht mehr ganz so viele bahnbrechend neue Erkenntnisse zu verkünden. Nun bekamen die ganz normalen Leute das Wort, ein Interview folgte auf das andere und Herr P. erfuhr Dinge, die er nicht geahnt hatte. Von alten Leuten im Seniorenheim, die von ihren Angehörigen keinen Besuch mehr bekamen und einsam waren. Von Kindern, die daheim ohne Lehrerin lernen mussten (*Wie bitte schön sollte das denn gehen?*) und gestressten Müttern, die plötzlich ihr Büro daheim hatten (*Keine Ahnung, wie das funktionieren sollte*). Und von Leuten wie Luigi und seinem Chef, die vor dem Ruin standen, weil sie keine Pizza backen und an Leute wie ihn verkaufen durften.

Dann hieß es, ab sofort müssten die Menschen da, wo es eng und gemütlich wurde, kleine Stofflappen in ihrem Gesicht tragen, sogenannte Mund-Nase-Bedeckungen. Das wurde ja wohl endgültig zu viel.

Nicht genug, dass so viele Leute unglücklich wurden durch dieses Corona. Nein, nun konnten sie nicht einmal mehr das Lächeln derer sehen, die versuchten, sie in ihrem Elend ein wenig aufzumuntern. So etwas ging ja gar nicht.

Herr P. dachte den ganzen Tag über nach. Er grübelte bis in den Abend hinein, ja, er schaltete sogar seine Tiersendungen nicht ein und ließ die Hyänen unbeobachtet von ihm im Fernseher die Antilopenkadaver mit den Geiern teilen und die Jungkormorane ihre ersten Schwimmversuche ohne ihn unternehmen.

Schließlich hatte er eine Idee.

Er hatte sich eine ganze Packung dieser weißen Einweg-Gesichtsbedeckungen gekauft. Nun holte er einen dicken Filzstift aus der Schublade und schrieb auf eine davon den Satz:

'Hinter dieser Maske lächelt es für Sie'

An Morgen setzte er die Maske auf und ging zum Einkaufen. Eine Frau, die neben ihm vor dem Regal mit den Tütensuppen stand, grinste ihn freundlich an.

Ein Kind zupfte seinen Papa am Arm und deutete auf sein Gesicht „*Papa, was steht da?*“ Der Vater las den Satz vor, lachte Herrn P. zu und hob den Daumen.

Die Kassiererin meinte: „*Na, det ist ja ma ne jute Idee!*“

Beschwingt trug Herr P. seine Einkäufe nach Hause.

Am nächsten Tag war schönes Wetter und er wollte spazieren gehen. Da man Einwegmasken nur für einen Weg benutzen darf, musste eine neue her und somit auch ein neuer Text.

Herr P. hatte am Tag zuvor bemerkt, dass er unter diesen Schutzbedeckungen bisweilen nicht so gut Luft bekam und tiefer schnaufen musste. Das ging bestimmt auch den anderen so. Er wollte ihnen gerne einen Tipp geben und schrieb auf den weißen Zellstoff:

'Durch-atmen, auch wenn's schwer fällt!'

Er war ein wenig stolz auf sein Wortspiel mit dem Bindestrich. Als er im Wröhmännerpark an der Havel stand und auf das Wasser schaute, zückten ein paar junge Leute ihre Handys und fragten, ob sie ein Foto von ihm machen dürften. Herr P. wertete das als Kompliment und nickte zustimmend. Das gleiche passierte ihm noch zweimal an diesem Tag. So was, dachte er, damit hätte ich dann doch nicht gerechnet. Aber er musste zugeben, dass ihm die Sache zunehmend Spaß machte.

Nach dem Abendbrot legte er beinahe feierlich eine neue Maske vor sich auf den Couchtisch und wartete auf eine Inspiration. Sie wollte sich nicht so recht einstellen.

Das kennt man ja. Wenn man unbedingt einschlafen will, liegt man auch garantiert stundenlang wach.

Er schaltete den Fernseher ein, ohne Ton. Natürlich Corona. Bilder von einer Intensivstation, komplett vermummtes Pflegepersonal und bedauernswerte Menschen mit Beatmungsmasken über dem Gesicht. Eine Krankenschwester berührte den Patienten mit behandschuhter Hand beruhigend am Arm.

Die Idee ließ nicht lange auf sich warten. Herr P. schrieb:

'Corona befällt unsere Lungen, aber nicht unsere Seelen'

Vielleicht ein bisschen pathetisch. Aber andererseits: eine besondere Situation, wie es eine Pandemie nun mal ist, erfordert auch ein gewisses Pathos. Er zitterte vor Aufregung und Ergriffenheit, freute sich aber auch darauf, den Satz morgen in die Welt zu tragen. Es dauerte eine ganze Weile, bis Herr P. an diesem Abend in den Schlaf fand.

Gleich nach dem Frühstück setzte er seinen Satz auf, ging zur Tramhaltestelle und kaufte sich am Automaten ein Tagesticket, Tarifbereich AB. Acht Euro sechzig. Herr P. schluckte kurz. Was soll's, so ein schöner Satz sollte einem das wert sein.

Er fuhr kreuz und quer durch die Stadt. Die Bahnen waren leerer als sonst. An den Stationen hingen Corona-Sonderfahrpläne, man musste etwas länger als gewöhnlich auf Anschluss warten. Herr P. setzte sich bewusst auf die Bänke entgegen der Fahrtrichtung oder auf die seitlichen Sitze, damit ihm möglichst viele Leute ins Gesicht sehen konnten.

Früher hatte er in öffentlichen Verkehrsmitteln eher zu Boden geschaut oder auf seine Hände. Nun aber erforderte die Situation, dass er sich mit erhobenem Kopf hinsetzte und die Menschen direkt ansah. Herr P. fand das ein bisschen unbehaglich zu Anfang, aber er riss sich zusammen.

Sonst ist die ganze Sache ja völlig sinnlos. Kopf hoch, sprach er sich Mut zu.

Inzwischen war er in Berlin Mitte angelangt, am Alexanderplatz stieg er aus, um sich die Beine zu vertreten. Er lief langsam. Er musste den Menschen ja genug Zeit zum Lesen geben.

Sein Satz erregte Aufmerksamkeit. Die entgegenkommenden Passanten studierten sein Gesicht und viele lächelten ihn an. Immer wieder wurde er angesprochen und gelobt für seine nette Idee. Auch die Fotografierer gab es hier wieder. Inzwischen hatte Herr P. sich angewöhnt, eine kleine Verbeugung zu machen, wenn sie gelesen, gelächelt und geknipst hatten. Manche hielten das Handy auch längere Zeit hoch und in seine Richtung. Er wusste nicht so genau, warum.

Herr P. staunte über sich selbst. War er normalerweise von eher zurückhaltender Natur, so entfaltete er nun in seiner 'Aktion Ermutigung', wie er sein Unterfangen im Stillen getauft hatte, einen ungewohnten Stolz, ja fast eine gewisse Kühnheit. Er sprühte vor Einfällen und entwarf die Botschaften für die nächsten Tage.

Mittwoch: etwas ganz Schlichtes, aber dennoch dezent Ermahnendes vielleicht?

'Abstand. Anstand. Beistand.'

Für Donnerstag war ihm nach Reimen.

'Mund-Nase verstecken, die Ruhe entdecken'

Das Thema Ruhe und Entschleunigung erschien ihm ergiebig genug für einen weiteren Tag. Daher schrieb er für Freitag beinahe meditativ mit interessanter Kleinschreibung:

'unfreiwillig verlangsamter strom des lebens'

Beim Samstag angelangt, entdeckte Herr P. die Alliteration für sich:

'Pandemie passiert. Provoziert prima Problemlösungen'

Na ja, ein wenig holprig, aber für den Anfang nicht schlecht.

Mit zunehmender Freude trug Herr P. seine Kreationen in den folgenden Wochen durch Spandau. Er wurde immer öfter angesprochen. Die Bäckereiverkäuferin freute sich jeden Morgen schon auf den neuesten Satz, sagte sie. Wildfrem-

de Menschen hielten ihn an, um in Ruhe lesen zu können, natürlich stets aus einhalb Metern Distanz.

Als Herr P. mittwochs aus der Haustür trat, kam auf dem Gehsteig ein Mann mit einem kleinen Gerät auf ihn zu. Er hielt es ihm unter die Nase, die heute bedeckt war mit *'Covid kann uns nicht auseinandercovidieren'* - denn die zunehmenden Spannungen in der Bevölkerung und diese Hygiene-Demos machten Herrn P. zu schaffen.

„Ich bin von der B.Z., darf ich Sie um ein Interview bitten?“

Herr P. blieb verdattert stehen. Ohne seine Antwort abzuwarten sprach der Mann einfach weiter.

„Sie gelten inzwischen als der Corona-Poet von Spandau. Haben Sie diese Wirkung beabsichtigt? Was treibt sie an? Was ist ihr wichtigstes Motiv?“

„Äh ...ich ... ich weiß nicht ...“

Herr P. war perplex. Woher wusste der ... bestimmt hatte die Bäckereiverkäuferin gepetzt. Das Gerät hing auffordernd vor seinem Kinn in der Luft. Das war zu viel für ihn. Er holte tief Luft, so tief es durch den Zellstoff eben ging.

„Ach wissen Sie, eigentlich möchte ich dazu nichts sagen. Was ich zu sagen habe, steht ja auf den Masken. Wenn Sie mich dann entschuldigen würden ...“

Er machte auf dem Absatz kehrt und floh in den Hausgang zurück. An diesem Tag verließ Herr P. seine Wohnung nicht mehr.

Tags darauf klingelte es an seiner Haustür. Die Nachbarin Frau Wuttke hielt ihm eine B.Z. entgegen.

„Da, lesen'se mal. Könn'se behalten.“ Wohltuend knapp wie immer. Herr P. bedankte sich und lief rasch in die Küche. *'Bescheidender Corona-Poet'* titelte die Zeitung, und darunter: *'Es geht ihm ausschließlich um die gute Sache'*

Herr P. las den Artikel insgesamt sieben Mal. Das meiste war frei erfunden. Aber das störte ihn nicht wirklich. Das Wesentliche hatte der Reporter schließlich erkannt.

Obwohl. Wenn er ehrlich war, musste er gestehen, dass er auch die ungewohnte Aufmerksamkeit ein bisschen genossen hatte.

Na ja. So schlimm ist das ja auch nicht.

Zugewiesen

Anna Reiter

meine freundin wird ausziehen

sie ist meine freundin

ob ich ihre bin – das weiß ich nicht – es ist auch nicht wichtig

meine freundin muss ausziehen

sie will nicht

aber sie muss –

sie wird zugewiesen

woanders HIN gewiesen – weil Deutschland sie nicht will

meine freundin muss an einen ORT gehen –

den sie nicht kennt

sie wird mitgehen

sie geht immer mit

sie hat noch nie ärger gemacht

aber Würzburg will sie nicht

stick to the rules

auch wenn es nichts bringt

halte den kopf unten

denk daran immer DANKE zu sagen

das ist den Deutschen wichtig –

danke sagen

sie wollen dich trotzdem nicht

ich habe meiner freundin eine pfanne geschenkt

weil sie keine hat

weil wir nicht wissen ob es – DORT – welche gibt

meine Freundin hat angst vor corona

um sich und ihren kleinen sohn

sie verlässt das haus nicht –

vorbildlich

ihren freund hat sie seit monaten nicht gesehen

kontaktverbot –

vorbildlich

die Welt steht still

Deutschland steht still

Würzburg steht still – nichts geht mehr

nur zugewiesen wirst du noch

und dann durch all den stillstand hindurch – abgeholt

an einen ORT den du nicht kennst

in einem land das dich nicht will

Landesamt für Dämonen

Ulrike Schäfer

1

Als Ben neun Jahre alt war, verunglückte ein Schulfreund von ihm beim Schwimmen und kam nicht zurück. Es war kein enger Freund gewesen, aber neben der Ungeheuerlichkeit des Todes an sich quälten Ben Dinge, die er gesagt und getan und die er nicht getan hatte. Mit einem Schlag war alles unumkehrbar geworden. Natürlich vertraute er sich seinen Eltern an, doch sein Hunger nach Entlastung und wohl auch Zuwendung war so groß, dass er, als sich die Gelegenheit ergab, seinem Großvater davon erzählte.

Dieser schwieg auf seine undurchsichtige Art. Dann, nach einer langen Pause, erklärte er: Das ist was fürs Landesamt für Dämonen.

Dämonen?, fragte Ben.

Na so was. Schuldgefühle. Was in dir rumgespenstert.

Und das Landesamt ...?

Eine Behörde. Die sind für sowas zuständig.

Und die helfen einem?

Nö. Die erfassen das nur.

Erfassen?

Schreiben es auf. Legen eine Akte an mit deinem Namen, Ben Kramer, am Soundsovielten, notieren deinen Fall, und dann kommt das ins Archiv.

Und wozu?

Schweigen. Dann, als Ben schon nichts mehr erwartete: Damit es festgehalten ist.

Ben wusste nicht, was er sich erhofft hatte. Die Sache mit dem Amt war typisch für seinen Großvater. Es kam öfter vor, dass er mit solchen Geschichten aufwartete, und sie waren alle so: abwegig, lückenhaft, und endeten im Nichts.

Komischerweise half es. Er wusste nicht warum, aber diese seltsame Behördengeschichte half ihm, seinen Frieden damit zu machen.

Er dachte oft daran, dann lange nicht, und dann, Jahrzehnte später, kam sie ihm wieder in den Sinn. Er war 32, seine Tochter Fanny 5, sein Großvater 89. Ben besuchte ihn sporadisch. Sie telefonierte ab und zu, Fanny und ihr Urgroßvater führten ausführliche und sehr wirre Gespräche in großer Einvernehmlichkeit, am Schluss übernahm meist Ben, und Anfang März sagte sein Großvater zum Abschied: Vielleicht kommt ihr ja mal. Es klang nicht vorwurfsvoll, sondern vernuschelt und fast verschämt, und gab Ben einen Stich. Womöglich, dachte er, rennt uns die Zeit davon. Versprochen, sagte er, und dann noch mal: Ich versprech's.

Das war im Frühjahr im ersten Jahr der Pandemie, die fern zu sein schien. Elf Tage später schloss Fannys Kindergarten, dann machte das Land die Türen zu.

Ben hatte das ungute Gefühl, sein Versprechen nicht halten zu können. Sein Großvater war in den letzten Monaten ein paar Mal gestürzt und schien insgesamt auf schwankendem Grund zu stehen. Dann wurde der Gedanke fortgeweht, weil mehr oder weniger alles auf schwankendem Grund zu stehen schien.

2

Während Ben „Versprochen. Ich versprech's“ ins Telefon gesagt hatte, fragte eine Frau namens Marlen: Kontakte? Welche Kontakte? Eine Frau Gehrich oder Gehlich hatte sie angerufen und ihr mitgeteilt, ihr Test sei leider positiv. Krass, dachte Marlen, dass das gerade wirklich passiert. Das Fieber war längst weg, ein Anflug nur, sie war sicher gewesen, dass es falscher Alarm war.

Sie zählte auf: Freundin, Ex-Freund, Sitzung im Büro, Badminton ... Erst am Ende fiel ihr der Freitagabend ein, sie war mit einer Bekannten auf dieser Ü40-Party gewesen. Die nette Frau Gehlich sagte, sie solle jetzt nach Hause gehen, dann hatte Marlen Zeit. Stürzte in ein Zeitloch.

Sie hörte, las, sah, was draußen geschah. Es geschah vieles sehr schnell. In ihr geschah auch viel. Gespensterte. Eine Umdeutung ging vonstatten: Ein Terminkalender voller Taten. Was hatte sie sich nur gedacht?

Von zwei Bekannten erfuhr sie, dass sie sie angesteckt hatte, eine davon hatte wiederum ihren Mann und einen Kollegen infiziert. Sonst schien zum Glück nichts passiert zu sein.

Mit Ausnahme von Freitagnacht. Die Ü40-Party.

Die nette Frau Gehlich durfte ihr nichts sagen, Datenschutz.

Marlen las von einem Mann, der auf der Hochzeit seiner Tochter 76 Gäste angesteckt hatte, eine Frau starb.

Was war ihre Zahl?

Wie konnte sie nur?

Sie stand unter massivem Dämonenfeuer.

3

Die Zahl, die Marlen nicht kennt, ist Fünfzehn. Einer davon ist Gregor. Von Gregor zu Timmi und Lennart. Von Timmi zu Anne und Frieder und Hanna und Leoni. Dann dünnt es aus. Tenne, Winfried, Kata. Name reiht sich an Name, kaum Verästelungen, dann wieder etwas mehr. Frank Lucie Malte Tom. Mareike. Waltraut Tarek Konrad.

An einem Samstagabend im Juli geht Konrad in einen Club. Drei der Gäste füllen die Adressliste mit Tick, Trick & Track und falscher Telefonnummer aus. Von Trick zu Laurie zu Fabio Micha Gernot.

Gernot macht im August eine Städtereise, endlich mal wieder was anderes sehen. Er steht an einer Fußgängerampel, gegenüber irgendwas Historisches mit großem Vorplatz, ist das die Burg? Er tritt einen Schritt vor und fragt einen jungen Mann, der nicht wie ein Tourist aussieht.

Es ist Ben.

4

Ist das die Burg?, fragt der Mann. Nein, die Residenz, antwortet Ben und tritt diskret einen Schritt zurück. Der Mann steht noch immer zu nah, doch Ben will nicht paranoid erscheinen, es ist ja schon vorbei.

Residenz von was?, fragt der Mann, dann: Die Burg, gibt es hier auch eine Burg? Ben erklärt ihm den Weg in knappen Worten, die Ampel wird grün, er überquert die Straße, während der Mann weitergeht Richtung Innenstadt.

Am Samstag wird er endlich sein Versprechen einlösen und mit Fanny ihren Urgroßvater besuchen. Seit Tagen sind sie extra-vorsichtig, damit sie den Nachmittag mit ihm unbeschwert verbringen können, ohne Masken und Abstand (ohne Tamtam, wie dieser es bezeichnet), und jetzt das.

Aber es war im Freien, es war nur kurz, man darf sich nicht verrückt machen, statistisch ... Er schiebt den Gedanken weg. Der dann doch in ihm herumgespenstert.

Was er befürchtet, tritt nicht ein, auch wenn das Leben in seinen Verästelungen eine große Gleichgültigkeit gegen Statistik hegt. Stattdessen geschieht abermals anderes.

5

Sie betreten den Park, an dessen Ende sich der Wohnblock anschließt, in dem sein Großvater lebt. Ben geht den Kiesweg entlang Richtung Hauseingang. Fanny bleibt ziemlich weit zurück, weil eine Hummel ihren Blick gefangen hat und sie sich nicht befreien kann. Ben lässt sie, die Fahrt hat sie dösing gemacht, sie braucht ihre Zeit. Sie sind bald dran, der Park ist gut überschaubar und die Straße weit entfernt, er geht langsam auf den Eingang zu, als sich die Haustür öffnet.

Es ist aber nicht sein Großvater, der heraustritt, sondern eine Nachbarin, die Ben flüchtig kennt. Sie nickt kurz und entfernt sich dann zur anderen Seite. Ben dreht sich nach Fanny um.

Sie steht noch immer nahe dem Parkeingang und blickt hinüber zu den Kastanienbäumen. Dort erhebt sich jemand von einer Bank, ein alter Mann mit Stock, ihr Urgroßvater, er hebt die Hand und winkt ihr.

Ben geht auf die beiden zu, beschleunigt, von einer Unruhe getrieben.

Die Begebenheit an der Ampel blitzt auf, zur Unzeit. Ein alter Mann und ein kleines Mädchen, er selbst zu weit weg, es ist ein Moment, in dem die Verantwortung schlecht verteilt ist auf die Länge eines Parks. Was, wenn doch? Wenn er Fanny angesteckt hat und Fanny ...? Er versucht zu rechnen, ob es möglich ist.

Aber es ist ohnehin zu spät. Er ist zu weit entfernt.

Und dann ist es Fanny, die das Bild in etwas anderes auflöst.

6

Ihr Urgroßvater geht auf sie zu, mit dem Stock weit ausholend. Fanny springt ihm entgegen.

Und bremst auf halber Strecke ab.

Vielleicht hat sie gespürt, die letzten Tage schon oder an diesem Morgen, dass im Verhalten ihres Vaters etwas Vages liegt. Vielleicht auch kulminiert in diesem Moment die Eigenartigkeit dieses Jahres, ihres sechsten, mit seinen neuen Botschaften: Nachher beim Einkaufen halten wir Abstand zu den anderen. Warten wir, bis die Kinder der anderen Gruppe drinnen sind. Dergleichen. Wie auch immer, sie hat abgebremst, steht unschlüssig, in gut fünf Meter Entfernung.

Der alte Mann bleibt auch stehen, irritiert, so scheint es. Vielleicht denkt er, seine Augen täuschen ihn und es ist das falsche Kind, oder er will sie nicht drängen.

In ihrem Gesicht ist zu erkennen, wie sie mit sich ringt.

Sie hebt die Hand und winkt ihm verlegen. Der Urgroßvater winkt behutsam zurück.

Sie nimmt die andere Hand hinzu, winkt beidhändig. Der alte Mann lächelt. Ihr Winken wird größer, sie winkt mit den Armen, ihr Urgroßvater beginnt zu

lachen, winkt seinerseits mit dem Stock, die beiden sehen jetzt aus wie zwei fröhliche Kobolde, in ein Spiel versunken, das nur sie verstehen. Ben beobachtet sie dabei in gebührender Entfernung. Ihm fällt das Landesamt für Dämonen wieder ein.

Seine Tochter beugt sich tief hinunter und erhebt sich, wirft die Arme nach oben, noch mal runter und hoch und noch mal und noch mal und noch mal, hüpf hoch, ihr ganzer Körper ein einziges Winken.

Sie sieht aus, als wolle sie die Dämonen vertreiben. Ihre, seine. Alle.

Von Fliegen und gekippten Fenstern

Nargis Silva

Die Fliege in meinem Wohnzimmer fliegt unermüdlich, wie Fliegen das so tun, gegen die Scheibe des gekippten Fensters. Als wollte sie ihre Freiheit nicht. Als fühlte sie nicht den Wind, der aus der Weite durch den Fensterspalt drängt. Als wollte sie gar nicht hinausfliegen – diese nimmermüde Fliege. Nimmermüde war auch ich, bevor das alles begann. Ehe wir alle wie jene Fliegen wurden, die vergeblich gegen Scheiben fliegen und denen ein merkliches Stück Freiheit abhandengekommen ist. Was war diese Freiheit? Tun können, was man will oder doch nur zwanghaft wollen, was man nicht braucht? Das zur Gewohnheit verkommene Diktat, mehr und mehr zu wollen, muss die Schattenseite der wohlständigen Freiheit sein. Neulich las ich in einer Boulevardzeitung: Der Durchschnittsdeutsche besitzt zehntausend Einzelgegenstände. Nun sind wir allein mit unseren zehntausend Sachen. Zehntausend Glücksversprecher, Sicherheitsspende, Zeitverschwender. Allein mit zehntausend Ungebrauchtem. Was bleibt außerdem? Onlineshopping. Seriensuchten. Alkohol. Und zwischendurch, so will es das verängstigte Gewissen: Ein wenig Sport. Schmerzliche Akzeptanz kehrt ein. Discothekenbetreiber und Tanzwütige. Lokalbesitzer und Genießer. Massenwarenersteller und Massenwarenmenschen. Ablenkungsbereitsteller und Ablenkungsabnehmer. Wir alle sitzen in einem motorlosen Boot auf einem von Wellen befreiten Meer. Verunsichert wie Kinder, die es nie gelernt haben, zu schwimmen. Gewiss, das ist nicht das Ende unserer harterarbeiteten Massenkultur, nicht das Ende der maßlosen Vergnügung.

In den Lebensmittelläden laufen verstummte Gestalten umher. Unter ihren Masken verkrampft sich die Miene. Kränkung und Angst zeichnet ihnen einen abscheulichen Ausdruck ins halbierte Gesicht: Halb Angst, halb Beherrschung. Disziplin ist nun geboten. Disziplin – das kann der Deutsche angeblich. Mich er-

greift ein Fluchtreflex, der mich das Einkaufsprozedere noch schneller hinter mich bringen lässt als sonst. Ich verlasse den atmosphärisch veränderten Laden, der ein sonderbar surreales Gefühl hinterlässt. Auf dem Parkplatz des Supermarktes höre ich eine alte Dame etwas in ihre Einkäufe nuscheln: „Das muss für zehn Tage reichen!“, sagt sie in einem Tonfall, der an eine biedere Mutter aus den neunzehnhundertfünfziger Jahren erinnert. In ihrem Kofferraum stapeln sich Mehlpackungen neben Klopapiertüten. Zittrige Hände checken die zerknüllte Einkaufsliste und ziehen dann in aller Eile die Klappe herunter. Panikkäufe. Der Wohlstandseuropäer ist verunsichert, deckt sich großzügig ein – es erinnert an die Nachkriegsgeneration. So sieht das also aus. So sieht es aus, wenn die gewohnte, halbneurotische Freiheit in Gefahr gerät. Statt eines ausgelassenen Sommers steht uns eine Coronialisierung der Lebenswelt bevor, in der der Mensch zu einem Virusträger geworden ist.

Meine Nichte feiert ihren fünften Geburtstag. Soll ich hingehen? Mein Kind mitnehmen? Wohin mit dem Kind? KINDERGÄRTEN BIS AUF WEITERES GESCHLOSSEN. Ich fahre hin. Paul bleibt an meiner Hand, darf nichts berühren. Pauls unbeschwert anmutendes Antlitz verwandelt sich, nimmt meine innere Unruhe zur Vorlage, nimmt graue Farben der Unmut an. Mich plagt derweil die Sorge um das knapp gewordene Desinfektionsmittel. Zehn Minuten Winterhausen – Würzburg Süd. Wir steigen aus, begegnen einer entschleunigten Stadt. Laufen langsam und aufmerksam durch das grüne, von Sonnenlicht geflutete Frauenland. Wo sonst hastiger Verkehr, hastige Menschen, hastige Stimmung herrschen, ist Ruhe eingekehrt. Wir überqueren die Straßen; Der Rechts-Links-Rechts-Blick ist unnötig geworden. Die Autos sind auf Standby gestellt. Die Menschen sind auf sich selbst gestellt. Auf den kleinen Rasenflächen vor den Mehrparteienhäusern sehe ich Kinder toben. Sie spielen auf einer auf fünf Quadratmeter zusammengeschrumpften Welt. Papageien im Käfig. Überall fallen die gleichen Satzketten: „So unwirklich“, „wie konnte es dazu kommen?“, „das Beste daraus machen“. Gutmeinende blinde Hoffnung wird geschürt. Ich ver-

nehme Solidarität im Tonfall der mich begrüßenden Menschen, die mit militärischem Gehorsam den unliebsamen Regeln folgen. Hier wurde ich sonst nie begrüßt. Das kenne ich nur vom Ländlichen, wo jeder jeden kennt, wo jeder jedem hilft. Würzburg hat sich endgültig in ein Kaff verwandelt. Zusammenhalten. Aussitzen. Freundlich angespannte Gesichter schenken mir ein Lächeln. Endlich angekommen. Alles Gute, kleines Nichtlein. Feier schön - ohne Freunde zwar, nur mit der Familie, aber immerhin. Illegale kleine Familienfeier. Spendet Freude. Schenkt der Kleinen ein süßes Grinsen. Happy Birthday, Zarah.

Halte die enge meiner vier Wände nicht mehr aus. Halte mich selbst nicht mehr aus. Ich muss raus. Ich will tanzen. Raus aus dem kleinen Haus. In die Weite mit mir! Sport machen im Freien erlaubt. Unnötige Autofahrten verboten. Zum Sport mit dem Auto ins Freie fahren, das sollte wohl erlaubt sein und wenn nicht: Was soll's. Erneut das Risiko einer Geldstrafe in Kauf nehmend fahre ich mit dem Auto zum Hubland. Die Sonnenuntergänge, die man von der Zentralbibliothek der Universität aus betrachten kann, sind mir die hundertfünfzig Euro Bußgeld wert. Im Zweifel plädiere ich auf mein Recht auf Bewegung an der frischen Luft! (Mit freundlichem Verweis auf unseren Minister der Stunde.) Lautsprecher und Wasser eingepackt, die Zigarette für danach auch. Der Feierabendverkehr bleibt aus. Mich erwarten keine dicht gedrängten Autos. Das Blau des Himmels wirkt klarer als jemals zuvor. Danke kleiner Virus. Auf dem viertelstündigen Weg zum Uni-Gelände begegne ich kaum einem Fahrzeug, dafür Menschen, dafür einer aufatmenden Natur. Die Produktionsmaschinerie hat Pause. Zwangsurlaub. Kurzarbeit. Die Schönheit der Region wiederentdeckt. Wie erwartet, finde ich einen ausgestorbenen Campus vor. Hin und wieder spazieren Menschen an mir vorbei. Keine Gruppen, nur sonnenbadende Studenten mit Smartphone in der Hand. Ein leicht paranoider Senior macht einen großen Bogen um mich, als ich den großen Platz vor der Bibliothek erreiche. Sonderbar gestimmt bin ich, wie im Traum. Ein traumartiger Tag. Während ich mich warmtanze, färbt sich das Licht der Sonne von weißgelb zu orange, zu rot, spielt zärt-

lich mit den Schäfchenwolken. Polizeistreifen fahren alle dreißig bis vierzig Minuten die Hauptstraße entlang. DIE HERR BEAMTEN PATROULLIEREN DIE LEERE. Als überdurchschnittlich gesellige Zeitgenossin kann ich die Freude am Tanzen nur mäßig genießen. Mir fehlen die Anderen. Das abendliche Ausgehen, das Beisammensein, das gemeinsam den Alltag vergessen. Ich merke, dass ich mir selbst nicht genüge. Selbstgenügsamkeit ist die nun gefragte Tugend, nicht meine Tugend. Im Tanzrausch vergesse ich einige Augenblicke lang, was mich die nächsten Wochen erwartet: Ausgeweitete Spaziergänge. Onlineshopping. Bücherlesen. Seriensuchen. Alkohol. Und ab und zu, wenn der Käfig zu klein, der Zappeldrang zu groß wird: Ein abendlicher halblegaler Tanzausflug.

Ausgestanzt und euphorisiert schalte ich zuhause die Glotze ein. Die Nachrichten wirken nicht minder traumartig als der Ausflug an den studentenbefreiten Sonnenuntergangslieblingsort. DIE KRISE DES JAHRHUNDERTS. Katastrophenszenarien schießen mir durch den Kopf. Der Totallockdown könnte auch uns bevorstehen. Italien macht uns das Horror-Szenario vor: Krankenhäuser kollabieren ob der Zahl an Kranken. Krankenpfleger verzweifeln ob der Zahl an Toten. Kranke sterben ohne Angehörige. Angehörige bleiben ohne Abschied zurück. Ist das der hohe Preis einer klein gewordenen Welt?

Nach fünf Wochen Lockdown, nach fünf Wochen eingeschränktem Konsum und dauerneurotischen Zuständen wird es Zeit für eine Dummheit. Ich lade meine zwei besten Freunde ein. Wir veranstalten einen Mini-Rave in unserem elf Quadratmeter kleinen Hof. Elf geteilt durch vier, das sind zweikommasiebenfünf Quadratmeter pro Person. Nach reiflicher Überlegung habe ich eine für mich ausreichend gute Rechtfertigung für mein Verhalten gefunden. Schuld an möglichen Toten gegen die vermeintliche Pflicht mir selbst gegenüber in eine Waagschale gelegt. Eigentlich nicht gegeneinander aufzuwiegen. Eigentlich nicht zu verantworten. Eigentlich. Nun denn! Die Party kann beginnen. Die bunten Knicklichter, der Wein, der monotone Beat der elektronischen Musik entfalten ihre Wirkung und erreichen mich mit voller Kraft. Wir trinken, tanzen, feiern.

Wir verdrängen ein wenig das Gestern, vergessen ein großes Bisschen das Morgen. Halb ausgenüchert sehnen wir den Sonnenaufgang herbei, warten auf die wohltuende Wärme des Aprilmorgens. Die Gespräche werden, wie es für gewöhnlich alle Gespräche um diese Stunden tun, tiefgründiger, aufrichtiger, klarer. „Wir haben es gut“, stellt einer fest. Die Tagelöhner in Indien verlieren gerade ihr tägliches Brot. Keine Arbeit bedeutet unmittelbar: Hunger. Wer hilft den Millionen vom Hungertod bedrohten Kindern? Niemand. Das tut auch zu anderen Zeiten kaum jemand. „Können wir solidarisch sein, wenn wir selbst so privilegiert sind?“, fragt mich mein bester Freund mit dem mir so vertrauten, liebevoll-klang seiner Stimme – so mild berauscht wie er ist, klingt sie noch sanfter als sonst. Gute Frage. Eine Antwort bleibt aus. Auf die wenig vom Glück Beschenkten anzustoßen ist makaber und geschmacklos. Und doch tun wir es. Ein nutzloses Zeichen privilegierter Solidarität.

Ich schlage die Zeitung auf und dann wieder zu. Auf. Zu. Auf. Zu. Genug der unwirklich anmutenden Schlagzeilen. Genug der bauchschmerzauslösenden Titel. Ich stelle einen Picknickkorb zusammen und gehe mit meinem Sohn zu unserem kleinen Schrebergarten am Main. Wir laufen am Spielplatz vorbei. Absperrbänder erinnern daran, dass rein gar nichts mehr normal ist. Der Kleine fragt in aller Unschuld, ob er nicht zumindest einmal schaukeln könnte. Er würde sich die Hände waschen – vorher und nachher. Mein vierjähriges Kind begreift die Spielregeln und versteht sie doch nicht. Wir winken dem Spielplatz zu. Ich versichere ihm, dass schon ganz bald alles wieder wie früher sein wird – und glaube es selbst nicht. Unterwegs kommen uns bekannte und weniger bekannte Menschen entgegen, grüßen mit leiser Stimme, machen, wo nötig, einen kleinen Bogen um uns. SOCIAL DISTANCING. Pauls bester Freund rennt uns freudig entgegen und mein erster Impuls ist ein hysterisches NICHT ANFASSEN! Es ist soweit: Ich bin infiziert. Infiziert von dem Gedanken, dass der Mensch ein Virusträger ist. Wovor habe ich Angst? Oder ist es Furcht? Was ist das Objekt meiner Furcht? Es gibt ja einen Unterschied zwischen einer Angst, die kein Objekt

kennt, die allumfassend ist, die ohnmächtig und handlungsunfähig macht und einer Furcht, die sich auf etwas Bestimmtes richtet. Mir scheint, ich bin in ängstlicher Furcht gefangen. Unterschwellig zwar, und doch dauerwirksam. Ich fürchte mich vor den Folgen der Pandemie und ängstige mich ob ihrer alles einnehmenden Wirkung.

Vor dem Schlimmsten bewahrt, geht es nun wieder in Richtung Lockerung und Normalität. Kribbelig-warm steigt so etwas wie Aufbruchstimmung in mir auf. Freunde sehen: Erlaubt. In kleinen Gruppen zwar, mit Abstand und so weiter, aber erlaubt! Auf Restaurantbesuche mit Maske, auf Shoppingtouren und Schoppen-Saufen auf der Alten Main Brücke kann ich tausendmal verzichten. Für die nächsten fünf Wochen habe ich ein Freundschafts-Date pro Woche im Voraus geplant. Die Liste wird immer länger. FREUNDE AUF WARTELISTE GESETZT. Meine Sehnsucht nach Gesellschaft nimmt astronomische Intensitäten an. Auf eine Umarmung muss verzichtet werden, nicht aber auf ein warmes Lächeln, ein wohltuendes Gespräch. Ich treffe meine liebste Freundin. Wir trinken Schnaps, gehen auf wackeligen Beinen und mit unbeschwerter Seele zum Bismarckturm. Mit wenig Abstand und wenig anständigen Gesprächen laufen wir die Weinberge entlang, begleitet von dem schönsten Ausblick auf Würzburg. Sehen zu, wie sich die Sonne hinter der Stadt verabschiedet. Der kalte Maiabend zwingt uns, immer wieder weiter zu gehen. Wir wollen nicht nach Hause. Wir würden am liebsten die ganze Nacht weiterlaufen. Wir sind Fliegen, die es raus geschafft haben.

Du könntest Walgesänge üben

Dominik Steiner

"Hey."

"Hey."

Wir begrüßen uns einsilbig. Vielleicht weil wir schüchtern sind. Vielleicht, weil es sich seltsam anfühlt, hinter den Masken zu sprechen.

Während der Quarantäne habe ich viel gelesen. Ich habe mehr gegessen als ich kochen konnte und ich habe getindert. So habe ich Julie kennengelernt. Ein paar Tage haben wir geschrieben. Dann wollten wir reden. Und wir wollten uns treffen. Trotz allem. Oder genau deswegen.

Jetzt sehen wir uns zum ersten Mal in echt. So echt, wie das eben grade geht. Julie trägt eine Stoffmaske über Mund und Nase. Wir stehen fast zwei Meter auseinander. Ich sehe, dass ihre Stirn und ihre Augen noch schöner sind, als auf ihren Bildern. Ich mag ihre Stimme, auch wenn es nur ein "Hey" hinter einem dichten Stoff ist, das ich von ihr höre. Ich mag auch Julies Bewegungen, obwohl ich jetzt keine einzige mehr sehe. Wir stehen einfach da. Wie allein gelassen. Hätten wir uns zur Begrüßung umarmt, es hätte niemand bemerkt. Wir haben uns nicht einmal die Hand gegeben. Julie hat ihre Hände in den Hosentaschen. Ich frage mich, ob das am Virus liegt, oder an mir.

"Schön dich zu sehen", sage ich, bevor ich weiter grübeln kann.

"Ja, schön dass es geklappt hat."

"Bist du noch oft draußen?"

"Nein", sagt sie. "Fühlt sich an, als wäre ich jetzt schon ziemlich weit weg von daheim."

"Wohnst du außerhalb?"

"10 Minuten zu Fuß von hier."

"Schräg, wie schnell sich das verändert hat."

“Ja, schräg.”

“Gehen wir ein paar Meter?”

“Klar, gern.”

Wir gehen nebeneinander. Unser Sicherheitsabstand hält sich hartnäckig, als hätte ihn jemand in unseren Weg betoniert. Ich sehne mich nach einer zufälligen Berührung, nach einer wirklichen Geste. Julie ist jetzt da. Sie ist tatsächlich da. Aber da ist kein öffentlicher Raum mehr, in dem sie mir das zeigen kann. Wir haben uns im Netz kennengelernt. Jetzt ist da ein anderes Netz zwischen uns: unser Mundschutz. Eine Netzwelt, in der wir leben. Ich frage mich, ob wir uns im Internet näher waren. Aber wir kennen uns ja noch gar nicht. Vielleicht sind wir uns ja schon viel näher und ich bemerke es nur nicht. Ich darf nicht so viel grübeln, denke ich. Ich drehe mich zu Julie. Sie ist so versteckt hinter der Maske, in ihrer viel zu warmen Kleidung. Ich wäre wohl ein Eindringling, wenn ich jetzt was sage. Wenn ich ganz leicht zur anderen Seite schaue, kann ich Julie schon nicht mehr sehen. Die Distanz geht auch von mir aus, denke ich. Ich will mich zeigen, einfach nur für ein kurzes Lächeln. Aber meine Maske abzunehmen kommt mir so indiskret vor, als würde ich die Hose herunter lassen. Wir müssen einfach viel mehr reden, denke ich.

“Normalerweise hätte ich schon längst gesagt, wie gut du aussiehst”, sage ich, lauter als notwendig. Jetzt schauen wir uns an. Wir halten Blickkontakt, so lange, bis er stark genug ist, um ein sanftes Lächeln zu ersetzen. Zumindest stelle ich mir das vor.

“Normalerweise? Triffst du so viele Leute, dass daten schon wieder normal für dich ist”, fragt sie. Ich glaube, sie meint das ironisch. Ich lausche ihrer Stimme nach. Ich sehe ihr in die Augen. Wenn ich doch auch ihre Mundwinkel sehen könnte.

“Ich hab' seit ein paar Tagen mit niemandem geredet”, sage ich.

“Ach deshalb”, sagt sie. Wieder wittere ich Ironie.

“Deshalb was?”

“Du redest ziemlich laut.”

“Sorry.”

“Kein Problem. Stört mich nicht. Ist mir nur aufgefallen”, sagt sie.

“Vielleicht ist das einfach meine Kneipenlautstärke.”

Wieder ihr Blick. Ohne Ironie, dafür auf eine Art zustimmend, die mich wärmt. “Wenn keine Kneipe mehr offen hat, kann man zumindest noch reden, als wäre man in einer, hm?”

„Ich glaube, echter Kneipensound ist grade so selten zu hören wie Walgesänge.“

„Stört dich das?“

„Sehr.“

“Du könntest Walgesänge üben.”

“Ja, das ist leichter, als Bier zu bestellen.”

“Ist das alles was sich in deiner Welt geändert hat?”

“Ich weiß es nicht. Ich hab meine Welt einfach abgegeben. Ich kann's dir sagen, wenn ich sie wiederhabe.”

“Ich will mich da gar nicht so reinsteigern”, sagt sie. “Ich glaube, uns geht's gut.”

Ich denke: alles was ich mir über Menschen vorstelle, denen es gut geht, sieht anders aus, als wir. Und ich sage: “Ja, uns geht's gut”, weil ich will, dass sie Recht hat.

Wir sitzen am Main. Ab und zu sehen wir Leute auf der Alten Mainbrücke. Sie sehen aus wie wir. Sie tragen die gleichen Masken. Sie halten den selben Abstand. Alle sind zu zweit unterwegs. Ich denke: das ist nicht neu, dass sich alle ähnlich sehen: sie hatten auch vorher schon die gleichen Frisuren, die gleiche Kleidung. Als wollten alle die selbe Person beeindrucken. Jetzt sieht es zum ersten Mal so aus, als ob das gelingen könnte. Jetzt ist da ein neuer Trend, der mich gleichzeitig beunruhigt und tröstet: er steht uns allen gleich schlecht.

“Eigentlich könntest du auch jemand ganz anderes sein”, sage ich zu Julie und zupfe am Gras, weil da sonst nichts ist, womit ich meine nervösen Hände beruhigen könnte.

“Bin ich so leicht austauschbar für dich”, fragt sie. Sie sieht mich streng an. Ich verliere sie, denke ich. Ihre Augen sind auch bald eine Maske, wenn ich weiter so sinnlose Dinge sage.

“Du bist nicht austauschbar für mich”, sage ich “Ich frage mich einfach, wie ich jetzt noch wen erkennen soll.”

“Würdest du mich wieder erkennen, wenn wir uns zufällig auf der Straße begegnen?”

“Wenn ich dir ein paar Sekunden tief in die Augen schauen dürfte, dann schon.”

“Darfst du.”

“Aber wann begegnen wir uns schonmal zufällig?”

“Schau mir einfach jetzt in die Augen und merk dir, was du siehst.”

“Findest du es aufdringlich, wenn ich dein ganzes Gesicht sehen will?”

Sie senkt den Kopf. Sie denkt nach. Diese Frage. Sie klingt wie aus einer geheimen, neurotischen Welt. Hoffentlich sieht sie nicht, dass ich mich dafür schäme. Natürlich sieht sie es. Als ob mich meine Maske vor sowas schützen könnte.

Sie hebt ihren Kopf.

“Nein”, sagt sie. “Ich will dich auch gern sehen.”

Sie greift nach ihrer Maske. Sie berührt sie wie einen Fremdkörper. Als sie die Maske ins Gras legt, ist ihre Bewegung natürlich. Jetzt sehe ich sie. Jetzt ist es da: das ironische Lächeln. Deplatziert und wunderschön. Ich greife nach meiner Maske. Ich streife sie ab und lege sie auch ins Gras. Wir sehen uns einfach an, als würden wir uns an etwas verbotenem berauschen. Dann sehe ich wieder zu unseren Masken. Sie liegen so unterschiedlich da, als könnte sie niemand mehr verwechseln. Ich denke: wir sind nicht alleine in dieser geheimen, neurotischen Welt.

Autorinnen und Autoren

Susan Barth, 1991 geboren und aufgewachsen in Bad Mergentheim. Studierte in Würzburg Pädagogik B.A. und Philosophie M.A. Von 2016 bis 2017 Moderatorin und Mitglied des Organisationsteams der Infinite Monkey Lesebühne Würzburg. Lebt und arbeitet seit 2017 in Hamburg als Journalistin, zuletzt beim SPIEGEL.

Tobias Jennewein, 1991 in Würzburg geboren, Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft und der Germanistik in Frankfurt am Main, Masterstudium Neuere Literaturen in Würzburg. Arbeitet derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Philologie der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.

Johannes Jung, Studium des Lehramts für Grundschulen, seit 1996 Dozent an der Universität Würzburg, Promotion, Habilitation; 2007-2010 Professuren an Uni Erlangen-Nürnberg und Uni Regensburg. Seit 2014 Mitglied im Autorenkreis Würzburg. Veröffentlicht Lyrik, Kurzprosa und Romane, Preisträger beim Jakob-Wassermann-Wettbewerb (2015) und Gewinner des Schaeff-Scheefen-Preises des Autorenverbands Franken e. V. (2019).

Otto Kindermann, geboren 1935, lebt seit Studienbeginn 1956 in Würzburg. Gymnasiallehrer für Deutsch, Erdkunde, Geschichte am Armin-Knab-Gymnasium Kitzingen, 1991 bis Anfang 2020 freier Mitarbeiter der Main Post.

Franziska Lutz, aufgewachsen in Stalldorf. Schule und Studium in Würzburg. Schreibt Fantasyromane und Kurzgeschichten und liest regelmäßig bei den Autorentreffen und der Lesebühne Infinite Monkey. 2018 Autorin der Puls Lesereihe des Bayerischen Rundfunks.

Monika Müller, 1964 in Hanau/Hessen geboren und seit 37 Jahren Wahlwürzburgerin. Dipl.-Sozialpädagogin, schreibt seit 1995 Lyrik, Kurzprosa und arbeitet an ihrem erster Roman. Mitglied bei Infinite Monkey. Lebt in Margethöchheim.

Anna Reiter, kam zum Studieren von Köln nach Würzburg und ist seitdem gerne hiergeblieben. Arbeitet in einer Würzburger Mutter-Kind-Einrichtung für geflüchtete Frauen.

Ulrike Schäfer, geboren 1965 in München, lebt in Würzburg. Am Mainfranken Theater wurden 2015/16 ihre Bühnenfassung „Die Jünger Jesu“ nach Leonhard Frank und ihr musikalisches Schauspiel „Ein Widder mit Flügeln“ uraufgeführt. 2015 erschien ihr Erzählband „Nachts, weit von hier“ bei Klöpfer & Meyer. Zahlreiche Stipendien und Preise, darunter der Würth-Literaturpreis der Tübinger Poetik-Dozentur (1. Preis) 2010 und der Kulturförderpreis Würzburg 2017.

Nargis Silva, geboren und aufgewachsen in Kiew. Silvas Eltern stammen aus Afghanistan und kamen im Jahre 1999 über Umwege als politische Flüchtlinge nach Deutschland. Studium in Würzburg. Lebt in Winterhausen.

Dominik Steiner, geboren 1981, lebt in Nürnberg als Redakteur und Autor. Er kennt Würzburg von Besuchen bei Freunden, Konzerten im Posthof und durch die Online-Veranstaltungen der Lesebühne Infinite Monkey. Die Stadt ist ihm ein inspirierendes Ausflugsziel. "Würzburg war für mich immer der ideale Ort, in dem Literatur passieren kann. Es könnte Schauplatz einer urbanen Geschichte sein, genauso authentisch könnte aber auch die Idylle und Enge eines kleineren Ortes thematisiert werden. Würzburg ist in meiner Wahrnehmung auch eine sehr dynamische Stadt, geprägt vom Main und vom Hauptbahnhof. Beides verleiht der Stadt eine permanente Energie. Genauso wie das studentische Leben."